

JANIE'S JANIE

Land USA 1971
Produktion Downneck Films/Newsreel

Regie, Buch Geri Ashur
Mitarbeit Peter Barton
Stephanie Paleski
Marilyn Mulford

Länge 32 Minuten
Format 16 mm

Der Film wurde 1970/71 in Ironbound, Newark (New Jersey) gedreht.

Dialogliste des Films

Hier ist ein Bankpräsident. Ein wichtiger Mann. Ein Gewerkschaftsfunktionär oder sowas ähnliches. Ein wichtiger Mann. Und hier ist ein berufstätiger Vater. Ein wichtiger Mann. Hier ist die Mutter. Nun ja, hier ist die Mutter. Ihr wißt, sie hat es schwer.

Anfangs war ich glücklich. Ich war wirklich glücklich, denn ich wollte nichts weiter als ein eigenes Haus, wo ich zu tun hatte, kochen und saubermachen mußte und sowas ... Eigentlich hatte ich keine Lust, zu kochen und sauberzumachen, aber ich hatte es mein ganzes Leben gemacht, deshalb konnte ich es aushalten.

Ich wußte nicht, daß es noch andere Dinge im Leben gab, denn ich war eigentlich noch ein Kind.

Er war der erste feste Freund, den ich hatte, und ich war erst fünfzehn. Und ich wußte, daß der einzige Ausweg für mich war, zu meiner Mutter zu gehen und zu sagen: Ich muß heiraten. Ich konnte ihr nicht sagen: Mama, ich möchte heiraten, ich bin fünfzehn, aber ich möchte heiraten. Deshalb ... wurde ich schwanger und heiratete.

Es ist schwer, mich an meine früheren Gefühle zu erinnern, weil ich jetzt so glücklich bin und alles ganz anders ist als früher. Aber manchmal saß ich hier nachts alleine, wenn Charlie arbeitete und die Kinder schliefen. Ich hatte das Radio an, das Fernsehen an, ich las ein Buch, und trotzdem kam es mir so vor, als ob die Decke mir auf den Kopf fiel, als ob ich schreien oder aus dem Haus laufen müßte!

Wie oft habe ich mich so gefühlt ... Ich wußte nichtmal, ob es draußen in der Welt noch eine andere lebendige Seele gäbe.

Er fragte mich immerzu, ob das, was er täte, mich glücklich machte, und wie er mich glücklich machen könnte. Er wußte, daß er mich glücklich machte mit dem, was er tat. Er war ein guter Ehemann, er ging zur Arbeit, er kam nach Hause, er gab mir Geld, trug mir auf, die Rechnungen zu bezahlen, Essen zu kaufen und das Geld zur Bank zu bringen. Er behauptet, daß er mich nie schlecht behandelte, er trank niemals, aber er war auch niemals da, niemals sprachen wir miteinander oder gingen zusammen irgendwo hin, und wenn wir mal eine Auseinandersetzung hatten und uns stritten, dann schlug er mich, aber er sagte, das hätte ich verdient, ich hätte es verdient, geschlagen zu werden, weil ich so freche Reden führte.

Er sollte mich jetzt mal hören! Er sollte mich jetzt mal hören!
(Lied)

Ich stand um sechs auf,
wenn die Arbeit begann,
mußte kochen und saubermachen,
Mutter zur Hand gehen,
und los zur Schule,
und noch einen Teilzeitjob,
niemals eine Minute,
die mir gehörte.

Keine Zeit für Freunde oder zum Lernen,
niemals konnte ich widersprechen,
denn Papa, der war König.

Jetzt bin ich verheiratet,
habe einen eigenen Mann,
eine Menge Dinge haben sich verändert,
aber meine Knochen sind noch dieselben.
Immer noch Kochen und Saubermachen,
Kinder zur Welt bringen.
Charlie geht aus und trinkt,
Janies Nerven werden immer schlechter.

Keine Zeit für Freunde oder zum Lernen,
niemals konnte ich widersprechen,
denn Charlie, der war König.

Ich habe es so oft erlebt, daß mein Vater nach Hause kam und schlechter Laune war ... Vielleicht war ihm bei der Arbeit was passiert, und dann ging es los: Sei ruhig, ich habe einen schweren Tag gehabt! Wir haben es versucht, aber wenn ich versuchte, es aus ihm herauszukriegen, dann gelang es mir nicht, aber ich wußte, hier lag sein besonderes Problem. Es liegt nicht an dem Mann, es liegt an der Arbeit, die einem keinen Spaß macht, und allen Ärger und alle Frustration dieser Arbeit bringt man nach Hause.

(...)

Mein Vater war oft arbeitslos. Sogar mit den notwendigen Dingen des Alltags hatten wir es manchmal schwer.

(...)

Ich erinnere mich noch, als ich zur High School ging, mußte ich einen Monat lang denselben Rock tragen, es war einfach kein Geld da, um für mich Kleider zu kaufen.

Ich war zu Hause nicht glücklich, es gab kein Familienleben, niemand setzte sich für den anderen ein. Mein Vater tat, was er wollte, meine Mutter folgte ihm blind. Wir mußten uns an die 'goldene Regel' halten, mein Vater war der Chef im Hause, und er wollte auf nichts hören. Mit ihm konnte man keinen Kompromiß machen. Er gab den Ton an und danach hatte man sich zu richten. Er hielt sich für den König im Haus und alle hatten zu tun, was er sagte.

Niemals fragte er andere, was sie mochten, was sie wollten, wie sie es wollten; alles hatte so zu gehen, wie er es wollte, Schluß!

Uns, seine Kinder, betrachtete er nicht als Individuen, als Leute mit eigenen Gefühlen, eigenen Gedanken, wir waren nur etwas, das ihm gehörte und mit dem er machen wollte, was ihm gefiel.

Natürlich sagte er zu meiner Mutter: Laß dies sein, laß das sein, tu dies nicht, tu das nicht, laß sie's machen, wenn sie aus der Schule kommt, sie hat sowieso nichts anderes im Kopf als auszugehen und sich 'rumzutreiben. Also kam ich nach Hause und tat alles, was mir aufgetragen wurde, und wenn ich sie dann bat, ausgehen zu dürfen, dann hörte ich: Immer hast du nur das verdammte Ausgehen im Kopf.

Und wenn ich dann ausging, dann sagte er mir: Um neun Uhr mußt du zu Hause sein. Wenn ich auch nur zwei Minuten nach neun heimkam, dann wurde ich wahnsinnig verprügelt. Er prügelte mich mit einem Besen durch das ganze Haus, damit ich es fühlte ... Mir war es schon ganz egal. Wenn ich sah, daß ich mich eine Minute verspäten würde, blieb ich zwei, drei, vier Stunden länger weg. Wenn ich dann nach Hause kam, prügelte er mich, aber für drei oder vier Stunden bekam ich nicht mehr Prügel als für zwei oder drei Minuten.

Er sagte immer: Warte, bis du 16 bist, dann gehst du von der Schule ab und arbeitest für mich, jawohl, für mich wirst du dann arbeiten! Du bekommst 5 Dollar in der Woche für dich, der Rest gehört mir. Ja, und wer war ich eigentlich? Ich machte schließlich nicht mehr mit. Ich führte sie an der Nase herum ... und heiratete. Scheiße!

Ich dachte immer, daß alles meine Schuld wäre. Mir schien, ich sei zu nichts zu gebrauchen, ich sei nur ... Was immer passierte, was immer schief ging, das war mein Fehler, denn das hatte man meinem Kopf eingehämmert, seit ich ein kleines Mädchen war. Zu nichts zu gebrauchen ... Das hörte ich von meinem Vater, von meinem Mann, bis es zu einem Teil meines Lebens wurde: der Glauben, es läge immer an mir, wenn etwas schiefginge.

Ich gab mir nicht genug Mühe, ich machte es nicht richtig. Aber einmal, nicht wahr, fängt man an, sich dagegen aufzulehnen, einmal sagt man sich: Also gut, ich habe was falsch gemacht, aber ich habe ein Recht, glücklich zu sein, ob ich nun was falsch mache oder nicht ...

(...)

Niemals traute ich mir einen vernünftigen Gedanken zu. Wenn mich etwas beschäftigte, so sprach ich darüber mit meinem Mann, und er sagte: Nein, dies stimmt nicht, das stimmt nicht, nicht wahr ...

Ich konnte mit niemand anderem sprechen, und ich glaubte, was er sagte. Oh ja! Vielleicht bin ich dumm. Immer erzählt er mir: Ich weiß mehr als du, ich komme mehr herum, ich treffe mehr Leute, ich kenne mich aus, ich weiß schon, was los ist; du warst zu Hause!

Und ich dachte, vielleicht hat er recht, ich weiß nicht, was draußen los ist. Ich vertraute meinen eigenen Gedanken nicht, ich glaubte nicht, daß ich es allein schaffen könnte, daß ich selbst für meine Familie sorgen könnte, das glaubte ich nicht; daß ich dieses Haus allein in Ordnung halten könnte, oder daß ich Geld verdienen und von einem Monat zum anderen haushalten könnte.

Und daß ich es schaffen könnte ... zum Beispiel meine eigene Küche zu streichen. Mit einem Mann glaubt man, so etwas nicht zu können. Aber dann ... Also, es dauerte von 9 Uhr morgens bis 9 Uhr abends, und 6 Kinder liefen mir zwischen den Füßen herum. Aber ich habe es geschafft! Und nachdem ich das geschafft hatte, wußte ich: Du kannst praktisch alles sagen, Janie, sage nicht: Ich kann nicht; frage dich, wie man es am besten machen kann. Statt zu warten und dir einzureden: Ich kann es nicht, mußt du überlegen, wie es getan werden kann.

Als ich zu Hause lebte, hat mir mein Vater alles diktiert. Und als ich heiratete, diktierte mir mein Mann.

Jetzt ist niemand mehr da, der mir diktiert, ich muß mich auf meine eigenen Meinungen verlassen, und ich muß auf mich selbst vertrauen.

Zuerst war ich meines Vaters Janie, und dann Charlies Janie. Jetzt bin ich Janies Janie. Ich muß ein selbständiger Mensch sein.

(Lied)

Der Vogel ist zum Fenster raus
und Charlie ist zur Tür hinaus.
Die Last ist zwar nicht leichter,
und ich spare auch nicht mehr,
aber seit Charlie nicht mehr da ist

und mich herumkommandiert,
hab ich schon mal Zeit zum Nachdenken,
habe ich meine eigene Meinung.

Ich habe mich eine lange, lange Zeit umgesehen
und ich will dir sagen, was ich sehe:
Ich sehe eine Menge Frauen, die anders sind,
die erwachsen und stark sind,
die herausfinden, wer sie sein könnten.

Ich heiße Janie, und das bin ich.
Ich bin nicht, was ich einmal war.
Ich bin Janies Janie und ich fühle mich frei,
nicht Papas Janie, nicht Charlies Janie,
ich bin Janies Janie.

(...)

Um zu beginnen, könnte man darüber sprechen, wie ... ich zweihundert pro Woche von Charlie gegen das eingetauscht habe, was ich jetzt von der Wohlfahrt bekomme, und was für ein Unterschied zwischen den beiden Dingen besteht ...

Also, wie ich schon sagte, als ich mich von Charlie trennte, paßte es mir zuerst nicht, daß die Kinder allein zu Hause blieben.

Ich sage nur ungern, daß ich ihn hinausgeworfen habe ... weil das schrecklich klingt.

Ich versuchte, Arbeit zu finden, denn er wollte mir nur 30 Dollar in der Woche geben, und das genügt nicht, um 5 Kinder davon zu ernähren, 30 Dollar in der Woche ... Das reichte nicht mal für das Essen, und so versuchte ich Arbeit zu finden. Ich fand einen Job bei 'Fünf und Zehn'. Ich verdiente viel zu wenig, aber ich nahm ihn doch, weil ich dachte: besser als nichts. Die Stunden konnte ich nicht einhalten, ich fing um 10 Uhr vormittags an und arbeitete bis 7 Uhr abends. Jemand mußte doch die Miete bezahlen ... Und dann dachte ich ... Dann ging ich zur Wohlfahrt, richtig.

Sie geben einem gerade das, was nötig ist, gerade, was nötig ist, das haben sie übrig, und dafür soll man noch dankbar sein, denn schließlich, nicht wahr, man ist eine 'Wohlfahrts-Mutter', die zu Hause ist und jeden Monat Geld kassiert, da soll man schön den Mund halten.

Aber ich kann nicht meinen Mund halten, sondern muß fragen, wofür ziehe ich denn meine Kinder groß: für die Wohlfahrt, für den Krieg, oder für das Land? Und das fragt sich jede Mutter, ob sie nun von der Wohlfahrt existiert oder ob sie zu Hause mit ihrem Mann lebt.

Wenn man arm ist, soll man sich immer niedrig fühlen, denn man soll ja froh sein, obwohl es nur so wenig ist, nicht wahr ... So soll man sich fühlen. Es ist vielleicht nicht das Beste in der Welt, aber seien Sie froh, das zu haben, denn es ist besser als nichts. Beklagen Sie sich nicht, dazu haben Sie kein Recht, wir tun schon unser Möglichstes, fragen Sie uns nicht, wer hier die Anordnungen gibt, seien Sie froh, daß Sie hier reindürfen, daß wir uns mit Ihnen abgeben und daß Sie dann wieder rausdürfen.

Sie geben einem das Gefühl, man hätte Krebs oder sonstwas, als ob man kein Recht hätte, irgendwas zu sagen. Man hat hier nur durchzugehen, sie erledigen alles und haben nichtmal die Zeit, einem zu erklären, was mit einem geschieht.

Ich tat weiter nichts, als mich hier hinzusetzen und zu fragen: Ich brauche wirklich Hilfe, aber wo bekomme ich die? Schieben Sie meinen Fall nicht ab, machen Sie mir nicht vor, daß es für mich nur die schlechteste Lösung gibt, denn ich stehe auf und lasse mir das nicht gefallen!

Jetzt werde ich wütend, aber das ist das einzig Gute: wütend werden, aufstehen und kämpfen!

Das Schlimmste ist, sich zu unterwerfen. Das Beste ist, aufzustehen, zornig und wütend zu werden, denn das gibt einem eine Stärke, wie man sie noch nie erlebt hatte.

Man kann auf die Grundschule oder auf die High School gehen und doch nicht seine Rechte kennen, die man gegenüber all diesen großen Gesellschaften hat: gegenüber den Behörden, der Telefongesellschaft, den Krankenhäusern und so weiter.

Ich hatte selbst so ein Erlebnis mit der Gesellschaft für Gas und Elektrizität. Sie erzählten mir, daß sie all das nichts angehe, sie wollten nur, daß ich meine Rechnungen bezahlte, und es interessierte sie nicht, warum die Rechnung so hoch war. Und als sie herausfanden, warum sie so hoch war, weil nämlich jemand drei Zähler auf meinen Namen hatte einrichten lassen, da sagten sie zu mir: Das ist nicht unsere Sache, es ist Ihre Sache, das Geld von dieser Person zu erhalten, uns geht das nichts an, wir wollen nur unser Geld, wir stellen das Gas und den Strom ab und dann müssen Sie sich mit dieser Person wegen des Geldes auseinandersetzen.

Da stand ich auf und schrie ganz laut, daß ich mir in dieser verdammten Sache einen Rechtsanwalt nehmen müßte, so ließe ich mich jedenfalls nicht behandeln, ich sei hierhergekommen, um die Sache vernünftig zu klären, und jetzt bekäme ich nur eine Art Ultimatum: Leider müssen Sie Ihre Rechnung bezahlen, ob es ihre Rechnung ist oder nicht.

Also ich schrie, daß ich mir einen Rechtsanwalt nehmen und nicht nur die Person verklagen würde, die Zähler auf meinen Namen eingerichtet hätte, sondern auch die Gas- und Stromgesellschaft dafür, daß sie meine Anschlüsse abstellte. Jetzt sollten sie sich hinsetzen und die Rechnung richtig ausschreiben. So ginge es jedenfalls nicht, zu sagen: das geht uns nichts an, gehen Sie woanders hin.

Dann versuchten sie, mich zu beschwichtigen. Wir waren in einem Raum voll mit Leuten. An anderen Schreibtischen saßen Leute, die versuchten, etwas zu tun, sie sagten: Bringen wir diese Dame lieber zum Schweigen, bevor alle anderen Leute sie hören und anfangen zu sagen: Wir müssen hier nicht immer herum sitzen und uns anhören, was sie sagen, denn sie haben nicht immer recht; wir stehen auf und fangen auch an zu schreien, und dann haben wir hier einen großen Aufruhr.

Sie sagten: Also kümmern wir uns mal um diese Dame, seien wir nett zu ihr, dann wird sie still sein und sich beruhigen und die anderen Leute hören sie nicht.

Nur so habe ich es erreicht, daß sie mir zuhörten, nicht durch die Fakten oder die Rechnungen, die ich ihnen zeigte, nicht, indem ich nett war, sondern nur dadurch, daß ich böse wurde und ihnen sagte: So beschissen können Sie mich nicht behandeln, ich gehe woanders hin und nötigenfalls zu einem Rechtsanwalt, um herauszufinden, welche Rechte ich habe.

Und ich glaube, sie wollten nicht, daß ich meine Rechte herausfände, sie wollten nicht, daß die anderen Leute in dem Büro mich hörten und ihrerseits versuchten, ihre Rechte herauszufinden; so setzten sie sich schließlich hin und schrieben die Rechnung so aus, wie ich es wollte.

Sie wollten mir sagen: Das geht Sie nichts an, meine Dame, sie müssen selbst sehen, wie Sie zurechtkommen. Aber ich habe ihnen nicht erlaubt, das zu sagen, verdammt nochmal!

Wo ich diese neue Sache herausgefunden habe, wenn ich sagen soll, wann das geschah, wann der Groschen fiel – ich weiß es nicht genau, vielleicht kam es dadurch, daß ich diese Sache las, daß ich sie las und wirklich versuchte, sie zu verstehen, daß ich versuchte, meine Probleme mit denen anderer Leute in Verbindung zu bringen, daß ich mir sagte: Janie, du bist nicht allein, sieh die anderen Leute an, die haben auch Probleme.

Die Leute in dieser Gegend haben nicht das Geld, um das zu tun, was sie möchten. Die meisten versuchen, es ebenso gut zu haben, wie die Leute nebenan und die, die wieder nebenan wohnen und so immer weiter.

Unter den armen Leuten gibt es weniger Vertrauen, denn man hat immer so viel Angst um das, was man verlieren könnte; man hat so wenig, daß man auch keine Kleinigkeit verlieren möchte.

Die Gesellschaft lehrt uns, daß arme Leute krank sind, daß sie nichts wert sind; wir sollen nicht sehen, daß wir alle im gleichen Boot sitzen.

Ich dachte immer, als weiße Frau brauchte ich nicht in die Welt

hinaus, um zu kämpfen, ich würde immer eine Mahlzeit auf dem Tisch haben und für meine Kinder würde immer gesorgt sein. An so etwas wie Fürsorge habe ich nie gedacht, ich habe nie gedacht, daß ich von ihr leben würde.

Ich weiß nicht, warum man uns lehrte, auf schwarze Leute herabzusehen. Ich weiß nicht, warum man reiche Leute lehrt, auf arme herabzusehen.

Man brachte mir bei, daß die Schwarzen überhaupt keine Gefühle hätten, daß sie nur ausgehen, sich amüsieren und trinken wollten ... Man betrachtete sie eigentlich nur als Bettler. Man las diese Dinge und nahm sie in sich auf und es wurde einem nicht klar, daß man so zum Feind anderer Menschen wurde. Ich bemerkte diese Vorurteile in mir selbst, aber es dauerte viele Jahre, bis mir klar wurde, daß nicht ich so fühlte, sondern daß andere mich dazu brachten, so zu fühlen. Deshalb kümmerte ich mich auch nicht sehr um die Leute in meiner Nachbarschaft. Ich kannte die Leute nicht wirklich, nur als Mann oder Frau, die in derselben Straße oder um die Ecke lebten. Ich machte mir nicht klar, daß sie ebenso viele Nackenschläge und Enttäuschungen im Leben erlebt hatten wie ich.

Als wir anfangen, waren es nur sehr wenige Leute, aber dann kamen mehr hinzu. Sie entdeckten, daß unsere Probleme nicht nur unsere, sondern die gleichen wie ihre Probleme waren. Hauptsächlich ging es ihnen um Kinderfürsorge, und am Anfang war es wirklich sehr schwer, dafür Unterstützung zu finden. Ich meine, wir mußten losgehen und dafür kämpfen, aber als Gruppe haben wir mehr Kraft, als wenn einer oder zwei von uns allein loszögen. Wir haben eine Kindertagesstätte eingerichtet, sie ist subventioniert, so daß die Eltern für die Kinder nichts bezahlen müssen; wir versuchten etwas einzurichten, das den Bedürfnissen der meisten Familien entgegenkam. Vielleicht waren unsere Eltern keine richtigen Kämpfer. Aber ich habe gesehen, was mit mir und vielen anderen Leuten geschehen ist, weil meine Eltern nicht für mich kämpften – nicht, weil ihnen nichts an mir lag, sondern weil die Gesellschaft sie glauben machte, daß die Schulen, die Erziehungsbehörde, was sie auch immer machten, das Richtige täten.

Wenn sie wirklich mitmachen und sich Mühe geben, können die meisten Leute einsehen, daß man für seine Kinder kämpfen muß. Man muß nur genügend Leute dafür zusammenbekommen, die dir und deiner puertorikanischen Freundin, die hier sitzt, zuhören, und deiner Freundin auf der anderen Seite, die schwarz ist. Man muß ihnen sagen: Seht uns nicht als eine arme weiße, puertorikanische oder schwarze Mutter an, alle von uns hier sprechen von der gleichen verdammten Sache, alle kämpfen um das, was uns gehört, aber wir wissen zum Teufel nochmal nicht, was uns gehört, denn man hat uns immer glauben gemacht, wir seien arm und nichts gehöre uns, wir sollten nehmen, was wir kriegen könnten und froh darüber sein.

Niemand von uns glaubt das jetzt mehr. Wir als eine Gruppe glauben, daß uns allen das Gleiche zusteht, egal, wer wir sind. Deshalb kann ich zu der anderen Frau mit den gleichen Problemen gehen und ihr sagen: Sieh her, ich bin da und da schon gewesen, habe keine Angst vor diesem und vor jenem, ich werde hinter dir stehen, ich werde dir helfen, und wenn niemand von der Erziehungsbehörde für dich eintritt, dann suchen wir eben noch eine Mutter, die uns gleicht, und noch eine und noch eine, bis wir genug sind, um uns vor diesen Leuten aufzustellen und sie zu veranlassen, uns zuzuhören, und wenn wir drastisch und unhöflich zu ihnen sind, dann muß es eben sein. Wir müssen erkennen, daß es um das Leben unserer Kinder und um unser eigenes Leben geht. Wir brauchen nicht passiv zu bleiben und zu tun, was sie uns sagen, solange wir nicht losgehen und absichtlich das Gesetz brechen. Und wenn sie uns dazu bringen, das Gesetz zu brechen, dann werden wir jedem sagen, warum es soweit kam und warum wir das Gesetz brechen mußten, um uns Gehör zu verschaffen.

Das Schwerste, nicht wahr, besteht darin, für etwas zu kämpfen, das man niemals hatte, was man nicht kannte, da man es nicht hatte. Wenn man erst einmal ein bißchen davon erhält, möchte man sich mehr und mehr davon erkämpfen. Es gibt jetzt so viele Wege,

die wir beschreiten können, weil wir zusammen sind. Weil wir uns gegenseitig helfen wollen.

(Lied)

Ich habe mich eine lange, lange Zeit umgesehen,
und ich will dir sagen,
ich will dir sagen, was ich sehe:
Ich sehe eine Menge Frauen, die anders sind,
die erwachen und stark sind,
die herausfinden, wer sie sein könnten.

Women's Liberation Cinema

Von Ruth McCormick

(...) JANIE'S JANIE ist ein weiterer 'Erstling'. Er wurde von Frauen aus der New Yorker 'Newsreel'-Gruppe gemacht und besteht aus einem detaillierten Interview mit einer Frau – einer 28jährigen weißen Frau aus der Arbeiterklasse, Mutter von fünf Kindern, die vor kurzem ihren Mann verlassen hat. Wenn Mallory Millet-Jones (jüngere Schwester von Kate Millet, die in deren Film *Three Lives* interviewt wird, A.d.R.) schon viel Mut brauchte, um mit einem Kind ihre sichere Ehe zu verlassen, so kann Janie's Entscheidung welterschütternd genannt werden. Als Frau allein in einer Gesellschaft zu stehen, für die männlich beherrschte Familien die Norm sind, ohne Geld, Erfahrung oder spezialisierte Ausbildung, mit fünf Kindern, die versorgt werden müssen – das vermag das Bewußtsein ebenso zu entwickeln wie tausend Diskussionsitzungen, und Janie hat in sich nicht nur das Bewußtsein einer Frau, sondern ein Klassenbewußtsein entwickelt. Seit ihrer frühesten Kindheit wurde sie, wie sie uns erzählt, von Männern herumkommandiert, zuerst von ihrem Vater und dann, als sie heiratete, um von zu Hause fortzukommen, von ihrem Mann. Jetzt ist sie endlich Janies Janie geworden. Sie spricht über ihre alltäglichen Probleme; einen Job in einem 'Five-and-Dime' – Laden, der anstrengend war und kaum Geld einbrachte; einen horrenden, aber nicht besonders überraschenden Streit mit der Telefongesellschaft; ihr Unvermögen, sich einen Rechtsanwalt zu leisten; ihre Bemühungen, für anständige Mahlzeiten zu sorgen. "Armut macht bescheiden," sagt sie und fragt sich plötzlich, wie es die Reichen fertigbringen, auf arme Leute herabzusehen.

Janie hat angefangen, sich um ein Gemeinde-Tageszentrum zu kümmern, wo sie andere Frauen trifft. Sie ist ärgerlich über die Indifferenz, die das System Leuten wie ihr erweist – schließlich, wie sie sagt, "ziehe ich Kinder für das Land groß." "Vielleicht waren unsere Eltern keine Kämpfer," überlegt sie, und fügt hinzu, daß sie für ihre Kinder kämpfen *wird*, und wenn der Kampf drastisch und heftig sein muß, "dann werden wir es tun und den Leuten sagen, warum."

JANIE'S JANIE ist nicht ohne Fehler. Der Film hat eine Menge Sprünge. Was Janie in einer Sequenz sagt, wird in der nächsten nicht fortgesetzt; die Montage hätte noch verbessert werden können, da es etwas zu viele Wiederholungen gibt. Vom Politischen her ist es gut, eine willensstarke Frau mit scharfer Wahrnehmungskraft zu sehen, die sehr wenige Privilegien irgendwelcher Art gehabt hat und die davon spricht, wie sie für ihre Rechte kämpft. Im Verlauf des Films scheint ihre Haltung immer militanter zu werden. Der Film enthält jedoch auch eine politisch schwache Stelle, die vermeidbar gewesen wäre. An einer Stelle bemerkt Janie, daß sie immer der Meinung gewesen sei, Schwarze wären einfach faul und nur um Bequemlichkeit besorgt (daß sie so denkt, ist verständlich; dies ist das große Problem vieler Weißer, die 'The Daily News' lesen und niemals einen vernünftigen Kontakt zu Leuten der Dritten Welt herstellen können). Aber dieser Punkt wird nicht entwickelt, und man fragt sich verwundert, was sie wohl meint, wenn sie eine Bemerkung etwa des Inhalts macht, Schwarze müßten lernen, Weiße zu verstehen. Es geht nicht darum, daß Janie diese Fragen aufwirft, und es ist offenbar, daß sie jetzt gegen den Rassismus eingestellt ist; aber Newsreel hätte diese Fragen entwickeln können, hätte mehr mit Janie sprechen müssen – und eine wichtige politische Einsicht hätte sich erge-

ben, die nämlich, wie die herrschende Klasse das Mißverständnis zwischen der schwarzen und weißen Arbeiterklasse fördert.

Aber JANIE'S JANIE ist ein Schritt in der richtigen Richtung. Die weiße Bewegung leidet *noch immer* daran, sich zu wenig um die weiße Arbeiterklasse zu kümmern, und dies trifft ganz besonders auf praktisch alle Radikalen zu, die im Bereich der Medien tätig sind: sie tendieren bei allen ihren militanten Statements dazu, einem Kult der Dritten Welt zu verfallen. Hier nun beginnen Frauen, zu Frauen zu sprechen, ebenso wie Schwarze, Puertoricaner, Chicanos und Indianer miteinander über das sprechen, was passiert, darüber, wessen Schuld es ist, und darüber, was man tun kann. Weiße Frauen der Arbeiterklasse wie Janie wissen, daß nicht alles zum Besten steht, und vielleicht werden sie George Wallace wählen, um es zu beweisen. Wer sonst spricht noch mit ihr? Es ist Zeit, daß Leute sich um sie kümmern, und diese Nachricht ist endlich zu Newsreel gedrungen. Filme über Vietnamesen oder Kubaner zu machen, heißt, sich zu wiederholen. Wenn Janie sagt: "Ich habe ein Recht, glücklich zu sein," dann erklärt sie, warum es Revolutionen gibt.

(...)

Cinéaste, Vol. V, Nr. 2, New York, Spring 1972, S. 6